

# **Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg**

## **Institut für Katholische Theologie und ihre Didaktik**

Lehrstuhl für Systematische Theologie / Dogmatik

**Prof. Dr. Regina Radlbeck-Ossmann**

Franckeplatz 1 / Haus 25  
06099 Halle

Tel. Sekr.: A. Timm 0345 / 55 24151

Tel. 0345 / 55 24153

Fax 0345 / 55 27373

e-mail: regina.radlbeck-ossmann@kaththeol.uni-halle.de



## **„Mir geschehe nach Deinem Wort“ Maria als herausragende Schwester im Glauben**

Die Mutter Jesu nimmt unter den Heiligen ohne Zweifel eine herausragende Position ein. Dies zeigt nicht nur die über Jahrhunderte hin gepflegte Marienverehrung, sondern auch die Vielfalt und Intensität des theologischen Nachdenkens über die Mutter Jesu. Sowohl im Hinblick auf die Marienfrömmigkeit wie auch im Hinblick auf die theologischen Deutungen Mariens gilt, dass manche Formen beeindruckend sind, andere allerdings irritierend beziehungsweise mitunter sogar befremdlich anmuten.

Die Wahrnehmung beider Typen fordert den Betrachter heraus. Deshalb wendet sich der vorliegende Beitrag sowohl der Praxis der Marienverehrung wie auch den theologischen Deutungen Mariens etwas näher zu. In einem ersten Schritt geht es zunächst darum, die enorme Bandbreite der Marienverehrung wahrzunehmen und sie in historischer Sicht zu ordnen. Bei diesem ersten Schritt wird sich zeigen, dass die Verehrung Mariens viel mit den Sehnsüchten der Menschen zu tun hat. In einem zweiten Schritt geht es darum zu klären, wie ein angemessenes theologisches Verständnis der Gottesmutter aussehen kann. Dazu stelle ich drei aktuelle Interpretationen der Gottesmutter vor, die zum Teil weit verbreitet sind, theologisch aber dennoch nicht wirklich zufriedenstellen. Ein dritter Schritt sucht nach Alternativen. Er wendet sich dem biblischen Fundament des Marienglaubens zu. In einem vierten und letzten Schritt möchte ich auf dieser Basis schließlich herausarbeiten, was Maria, die Mutter Jesu, Christinnen und Christen heute zu sagen hat.

### **1. Maria und die Sehnsüchte der Menschen**

#### **1.1 Die vielfältigen Formen der Marienfrömmigkeit**

Wo von Marienverehrung die Rede ist, kommen Orte in den Sinn, die klingende Namen tragen. Zu diesen Orten zählen das in Portugal gelegene Fatima, das südfranzösische Lourdes, das in Polen liegende Tschenschow und das in Mexiko befindliche Guadalupe. Die genannten Orte beziehen ihre Bekanntheit aus Marienerscheinungen, die kirchlich anerkannt worden sind und über Wallfahrten internationale Bedeutung erlangt haben. Bis zum heutigen Tag ziehen diese Orte alljährlich eine nahezu unüberschaubare Zahl von Besuchern an. Nicht wenige dieser Besucher kommen als Touristen und gehen als Pilger. - Neben den genannten großen Marienwallfahrtsorten gibt es weltweit zahllose kleinere, die eine vorwiegend regionale Bedeutung besitzen. Zu ihnen zählen Kevelaer im Nordwesten und Altötting im Südosten Deutschlands, Mariazell in Österreich und Einsiedeln in der Schweiz.

Im Mittelpunkt vieler Wallfahrten steht das Bild der schmerzreichen Madonna. Dieser Umstand erklärt sich aus dem persönlichen Hintergrund der Pilger. Sie machen sich auf, um die Last ihres eigenen Lebens Maria anzuvertrauen. Von ihr, der leidgeprüften Frau, erhoffen sie sich Verständnis und damit auch schon Erleichterung und Hilfe für ihre eigene Situation. Viele dieser Menschen kommen immer wieder und nicht wenige von ihnen bringen andere Suchende mit. Diese neuen Pilger haben sich von den Erwartungen ihrer Vorgänger anstecken lassen.

Neben den zu Ehren Marias unternommenen Wallfahrten stehen andere öffentliche und nichtöffentliche Formen marianischer Frömmigkeit. Zu ihnen gehören bedeutende Gebete der Christen wie etwa der Rosenkranz mit seiner meditativen Wiederholung von Ereignissen, die das Leben der Gottesmutter geprägt haben. Weitere Zeichen der Marienverehrung finden sich im darstellenden Bereich: Zahlreiche Kirchen und Altäre sind Maria geweiht. Über das Land verstreut gibt es viele Marienkapellen und Andachtsbilder, die oft von Privatleuten errichtet worden sind und gepflegt werden. Marienbilder und geschnitzte Madonnen schmücken weltweit die Wohnungen von Christen. Die vielfältigen Formen marianischer Frömmigkeit belegen damit überdeutlich, dass die Gottesmutter die Sehnsüchte der Menschen anspricht und ein Gegenüber darstellt, das als tröstend und hilfreich empfunden wird.

## **1.2 Die Entwicklung der Marienverehrung**

Die besondere Ausstrahlung, die Maria zukommt, hat Wurzeln, die weit zurückreichen. Erste Zeugnisse ihrer Verehrung finden sich bereits in der Urkirche. In dieser frühen Zeit empfängt die Frau aus Nazaret ihr Licht freilich noch ganz von Jesus her. Er steht im Mittelpunkt der Verehrung. Maria als seine Mutter kommt ausschließlich deshalb in den Blick, weil sie im Umfeld Jesu eine wichtige Rolle spielt. Mit den dogmatischen Klärungen des fünften Jahrhunderts, die im Kontext trinitätstheologischer Fragen offiziell von der „Got-

tesgebälerin“ sprechen, beginnt eine Entwicklung, in deren Verlauf Maria immer stärker als eine eigene Glaubensgestalt hervortritt. So ist vom siebten Jahrhundert an eine Verehrung dokumentiert, die sie als Fürsprecherin bei Christus vorstellt. Mit dieser Funktion tritt die Mutter Jesu aus dem Schatten ihres Sohnes hervor. Das Mittelalter erkennt in Maria alsbald das Idealbild menschlicher Liebe und würdigt die Gottesmutter wegen ihres Glaubens als das Urbild der Kirche. In der frühen Neuzeit verehrt man Maria vor allem als Schutzpatronin. Der weite Mantel, den sie trägt, symbolisiert Zuflucht, Schutz und emotionale Geborgenheit. Unter ihm ist Platz für all jene, die sich von den großen Umbrüchen der Zeit überfordert oder gar bedroht fühlen.

Mit der Aufklärung kommt es zu einem ersten Einbruch in der bis dahin kontinuierlich angewachsenen Marienverehrung. Die für diese Epoche charakteristische Ausrichtung auf die Vernunft führt zu einer Versachlichung aller Lebensbereiche. Nur das, was vor der Ratio, der kühl sachlichen Vernunft, Bestand hat, wird als berechtigt anerkannt. Im Zuge dieser neuen Lebenshaltung werden barocke Auswüchse bestehender Marienverehrung gekappt. Doch es dauert nicht lange, bis diese neue Geisteshaltung selbst Widerspruch erntet. Schon in der unmittelbar folgenden Epoche, der Romantik, kommt es zu einer entschiedenen Gegenbewegung.

Die Romantik strebt nach neuer Verinnerlichung. Im Gegenzug zu der mit der Aufklärung ausgerufenen Alleinherrschaft der Vernunft erhält nun gerade das, was sich nicht klar sagen lässt, aber intuitiv als wahr und wertvoll erfahren wird, besonderes Gewicht. In der Folge dieser neuen Geisteshaltung kommt es zu einer neuen Blüte marianischer Frömmigkeit. Diese entfaltet sich so überreich, dass schon bald eine Verselbständigung des Marienglaubens zu befürchten ist. Maria wird zum Inbegriff des Tiefen, Gefühlvollen, das man nun als das Eigentliche versteht. In der Folgezeit stehen beide Strömungen nebeneinander: die aus der Aufklärung kommende kühle Sachlichkeit mit ihrer Orientierung an der Vernunft und die in der Romantik hervorgebrochene Betonung des Unsagbaren, des Gefühls. Die Vertreter der einen Richtung stehen der Marienverehrung ausgesprochen kritisch gegenüber, die Vertreter der anderen können sich nicht genug tun am Marienlob (*De Maria numquam satis*).

Die Wirkung beider Strömungen beeinflusst die Debatten auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Die Konzilsmehrheit sieht in der überreich entfalteten Marienverehrung eine Entwicklung, der es gegenzusteuern gilt. Die Konzilsväter lehnen es deshalb ab, ein eigenständiges Dokument über Maria zu beschließen. Für sie ist Maria vor allem das Urbild einer großen Glaubenden. Deshalb ordnen sie ihre Aussagen über die Gottesmutter in einen größeren Zusammenhang ein, der von der Kirche als der Gemeinschaft der Glaubenden spricht. Damit steht Maria wieder neben anderen Menschen, die sich für Gott und seine Botschaft geöffnet haben.

## **2. Wie Maria verstehen? - Ausgewählte theologische Entwürfe**

Die Fülle an Formen der Marienverehrung umfasst nicht nur beeindruckende Zeugnisse christlicher Frömmigkeit, sondern auch Formen, die bedenklich anmuten. Ein ähnlich weites Spektrum tut sich dort auf, wo man die Deutungen betrachtet, mit denen Theologen die Besonderheit der Mutter Jesu zu fassen versuchen. Drei relativ verbreitete Entwürfe seien im Folgenden vorgestellt.

### **2.1 Maria als geheime Göttin im Christentum**

Der erste Entwurf geht auf die Arbeiten der evangelischen Theologin Christa Mulack zurück. Diese nähert sich Maria von einem feministisch-theologischen Standpunkt aus. Mulack will die Gottesmutter als die geheime Göttin im Christentum verstehen. Ihr Buch, "Maria, die geheime Göttin im Christentum", gibt diese Position auch in seinem Titel zu erkennen. Die Autorin vertritt die These, dass die Deutung Marias als einer Göttin dazu beitragen könne, ein im Christentum vorkommendes vorwiegend männlich bestimmtes Gottesbild zu korrigieren. Sie begründet dies wie folgt:

Nach Christa Mulack geht es in der Marienverehrung nur vordergründig um die historisch greifbare Frau aus Nazaret. In Maria begegne vielmehr eine Platzhalterin, die grundlegende Werte wie die bedingungslose Barmherzigkeit, und Liebe verkörpere. Diese Werte würden einerseits als göttliche Eigenschaften geschätzt. Wo man sie jedoch auf den Menschen übertrage, ordne man sie intuitiv in das Modell einer Geschlechterpolarität ein. Dies führe dazu, dass man Gottes Stärke, Kraft und Geschichtsmacht unwillkürlich mit dem männlichen Wesen, seine Liebe, Barmherzigkeit und Milde hingegen mit dem weiblichen Wesen verbinde. Eine solche Verteilung aber besitze gerade in einer Welt, welche das Weibliche in den Hintergrund gedrängt habe, eine dramatische Wirkung. Diese bestehe unter anderem darin, dass Barmherzigkeit und Milde gesellschaftlich wenig geschätzt seien.

Christa Mulack sieht Anzeichen dafür, dass das Bewusstsein von der weiblichen Dimension des Göttlichen schon im Neuen Testament verdrängt worden sei. Dennoch sei dieses Bewusstsein während der gesamten Dogmengeschichte nicht völlig erloschen. Neben einer Hauptlinie, die das Göttliche schon früh als männlich vorstellte, sei es mit der Gestalt Mariens gelungen, das Bewusstsein vom weiblichen Göttlichen wach zu halten. Um der allgemeinen Abwertung des Weiblichen gegenzusteuern, sei es nun an der Zeit, wieder neu an die göttliche Dimension typisch weiblicher Werthaltungen zu erinnern. Die Erhebung Marias zur Göttin sei in dieser Hinsicht ein viel versprechender Schritt.

Wo dies geschehe, entfaltet die Marienverehrung - Christa Mulack spricht lieber von Mariensymbolik - nämlich eine ausgleichende Wirkung. Mit Maria werde das Verehrungswürdige dieser weiblichen Tugenden erneut bekräftigt, ein Umstand der sich nicht

nur in allgemeiner Hinsicht gesellschaftlich auswirke, sondern sich insbesondere für alle Frauen als befreiend erweise. Die evangelische Theologin ist davon überzeugt, dass das Bekenntnis zu der neuen, starken, ausdrücklich göttlichen Maria Frauen zu einem stärkeren Selbstwertgefühl ver helfe. In diesem Zusammenhang begrüßt sie insbesondere das Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel. Mit diesem Dogma werde nicht nur Maria, der ihr gebührende Platz zugewiesen, sondern auch die Auferstehung der religiös mündigen Frau eingeleitet.

Die von Christa Mulack vertretene Position, die ich hier nur knapp vorgestellt habe, verdankt sich bis zu einem gewissen Grad Vorarbeiten, die Carl Gustav Jung in der Mitte des 20. Jahrhunderts aus einer psychotherapeutischen Perspektive in die Diskussion eingebracht hat. Jung war der Meinung, dass in der Mutter Jesu ein beachtliches religiöses Potential schlummere. Dieses Potenzial könne das Christentum allerdings erst dann für sich nutzen, wenn es der Gottesmutter offiziell einen göttlichen Charakter zuerkenne. In der Konsequenz dieser Einschätzung empfiehlt der Psychologe, Maria in die Dreifaltigkeit aufzunehmen, die dadurch zu einer Vierfältigkeit würde. Da Jung das Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel als einen ersten Schritt zu einer Vergöttlichung Mariens verstand, hat er dieses Dogma sehr begrüßt.

Der von C.G. Jung und anderen beschrittene Weg ist für Christen jedoch keinesfalls akzeptabel. Für sie gehört Maria ganz klar in die Sphäre der Menschen und nicht in die Sphäre Gottes. Das biblische Zeugnis ist an dieser Stelle absolut eindeutig. Eine Marienverehrung, welche diese kategorische Grenze überschritte, wäre entschieden abzulehnen. Dies gilt, auch wenn zugegebenermaßen nicht alle Ausprägungen marianischer Frömmigkeit diese Grenze immer zuverlässig beachtet haben.

## **2.2 Maria als Platzhalterin für das Weibliche in Gott**

Wurde die von Christa Mulack vorgelegte Deutung Marias vor allem in den neunziger Jahren im Kontext der feministischen Theologie diskutiert, so dürfte ein zweiter Versuch Maria zu verstehen deutlich weiter verbreitet sein. Er deutet Maria als Platzhalterin für das gefühlvoll Weibliche in Gott.

Die Vertreter dieser Position geben zu bedenken, dass das Christentum einen Gott vorstelle, der als absolut souverän erscheine. Der Gläubige könne so gar nicht anders, als Gott, den Schöpfer und Vollender in seiner Herrlichkeit zu bewundern und zu verehren. Dieser Zugang zu Gott würde den Menschen unter einer intellektuellen Perspektive zwar zufrieden stellen, doch bliebe eine andere Dimension der menschlichen Persönlichkeit dabei ungestillt, nämlich das weniger im Intellekt als vielmehr im Gefühlsbereich angesiedelte Verlangen nach Gott als einer liebenden, bergenden Zuflucht. Angesichts dieses Defizits lege sich das mit Maria gegebene Bild der Mutter aus kompensatorischen Gründen nahe. Dieses Bild biete durch seine starke emotionale Aufladung ein Gegengewicht.

Es erlaube, die Dimension des Gefühls in das religiöse Leben einzubringen und biete eben darin die ideale Ergänzung zu einem in emotionaler Hinsicht eher distanzierter Gottesbild. Eine solche Verortung Marias im Bereich des Gefühlshaften findet sich nicht nur in zahlreichen theologischen Entwürfen des Alltags, sondern auch in den Werken studierter Theologen. Als Beispiele wären hier etwa ein von Leonardo Boff vorgelegtes Werk zu nennen, das Maria als "das mütterliche Antlitz Gottes" interpretiert. Ein weiteres Beispiel begegnet in Andrew Greeleys Buch "Maria, die weibliche Dimension Gottes".

Die Vertreter dieser zweiten Position gehen ohne Zweifel nicht so weit wie Christa Mulack dies tut. Keiner von ihnen plädiert dafür, Maria ausdrücklich in den Rang einer Göttin zu erheben. Dennoch sind auch ihre Entwürfe in der Gefahr, die Mutter Gottes aus dem Bereich des Menschlichen herauszulösen, um sie in den Bereich des Göttlichen zu verschieben. Wie groß diese Gefahr ist, zeigt sich bereits in den Titeln der beiden Werke an (Boff: Das mütterliche Antlitz Gottes; Greeley: Maria, die weibliche Dimension Gottes).

Bei näherer Betrachtung wird zudem deutlich, dass Boff und Greeley sowie andere Vertreter dieser zweiten Deutung noch wesentlich mehr mit der Position Christa Mulacks teilen. Wie die evangelische Theologin, so gehen auch sie stillschweigend von der sehr pauschalen Voraussetzung aus, dass das Vernünftige, Starke und Herrliche als männlich, das Sanfte, Gefühlsbetonte und Verständnisvolle hingegen als weiblich zu verstehen ist. Indem sie die genannten Persönlichkeitsanteile einmal auf Gott als den männlichen und zum zweiten auf Maria als den weiblichen Pol verteilen, bekräftigen sie nicht nur ein traditionelles Rollenverständnis, sondern übertragen dieses noch dazu auf Gott. Damit aber wird Gott nicht mehr in der Fülle und Ausgewogenheit wahrgenommen, in der die Bibel ihn bezeugt. Gott wird durch solche Überlegungen vielmehr auf ein Rollenklischee reduziert, und zwar soweit reduziert, dass dem nur noch durch das Einführen einer Ausgleichsgestalt, nämlich Maria gegengesteuert werden konnte. Eine solche Theologie aber wird weder Gott noch Maria auch nur annähernd gerecht.

### **2.3 Maria als gnädige Fürsprecherin**

Im Blick auf eine angemessene Interpretation der Mutter Jesu erscheint freilich nicht erst eine Haltung bedenklich, welche diese in aller Form zur Göttin erhebt oder sie als Erscheinungsform des einen Göttlichen deutet. Der Bogen eines angemessenen Marienglaubens wird vielmehr bereits dort überspannt, wo Maria im Besonderen oder gar exklusiv Eigenschaften zuerkannt werden, welche die Bibel in erster Linie Gott und erst in zweiter Linie Menschen zuerkennt. In diesem Zusammenhang ist schließlich eine dritte, in traditioneller Marienfrömmigkeit außerordentlich weit verbreitete Vorstellung anzusprechen. Es ist dies das Bild der barmherzigen Mutter, die im endzeitlichen Gericht fürbittend

für uns Menschen eintritt. In diesem Bild erscheint der göttliche Richter in der Regel als ein gerechter, aber gnadenlos strenger Herr. Maria wird ihm gegenüber als die nachsichtige Mutter vorgestellt, die ihrem Sohn in den Arm fällt, um kraft ihres inständigen Bittens das an sich verdiente Strafgericht über den Sünder zu verhindern.

Auch in dieser sehr verbreiteten Deutung Mariens ist es theologisch gesehen zu einer Schiefelage gekommen. Gott ist nicht der strenge Richter, der einem Buchhalter gleich unsere Verfehlungen aufaddiert, um uns am Ende der Geschichte dann gnadenlos abzurechnen. Die Botschaft Jesu ist gerade in diesem Punkt mehr als deutlich. Sie betont, dass Gott selbst es ist, der sich den Menschen in einer schier unbegreiflichen Barmherzigkeit zuwendet, um sie in all ihrer Fehlerhaftigkeit und Schwäche wahrzunehmen, aber auch anzunehmen.

Dass Maria dennoch über die Jahrhunderte hin als die milde Mutter verehrt wurde, auf die man angesichts der eigenen Sündhaftigkeit seine Hoffnung setzte, dürfte erneut mit geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen zusammenhängen, die man über Jahrhunderte hin in der eigenen Umwelt vorgeprägt fand. Wieder erkennen wir hinter dieser Deutung Rollenerwartungen, die den Männern den Bereich der Vernunft, Frauen hingegen den Bereich des Gefühls zuweisen. Hatten Männer ihre Entscheidungen nach den klaren, aber strengen Regeln des Verstandes zu treffen, so kam es den Frauen zu, bei der Beschlussfassung Empfindungen einfließen zu lassen. Ihre ergänzenden Hinweise zu den emotionalen Faktoren einer Angelegenheit waren dabei durchaus von Wert. Sie konnten etwa auf unbillige Härten aufmerksam machen, die bei der Ausübung einer rein formalen Gerechtigkeit entstanden. Den Frauen kam es auch zu, aus bloßer Barmherzigkeit und damit ohne besonderen Grund an das Mitgefühl des Herrschers zu appellieren, auf dass dieser Gnade vor Recht ergehen lasse.

Übertrug man dieses gesellschaftlich verbreitete Modell der Entscheidungsfindung auf die eigenen religiösen Vorstellungen, so wurde aus dem Gott Jesu Christi das ins Überirdische gesteigerte Abbild eines weltlichen Herrschers. Gott erschien dann nicht mehr als die Quelle aller Barmherzigkeit und als der Garant gelingenden Lebens, sondern als ein gnadenlos korrekter Richter, vor dem keine Verfehlung verborgen bleiben und der angesichts des eigenen Versagens nur Furcht und Schrecken einflößen konnte. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, weshalb die Gläubigen sich im Blick auf die Begegnung mit diesem Gott einer Fürsprecherin vergewissern wollten, wie dies aus weltlichen Zusammenhängen für sie geläufig war. Stand dem irdischen Herrscher eine Königin zur Seite, die sich zu Gunsten des Angeklagten einsetzte, um eine mildere Strafe zu erwirken, so kam diese Funktion im religiösen Bereich bereits vom siebten Jahrhundert an Maria, der Himmelskönigin, zu.

Die Konsequenzen, die sich aus dieser tradierten Entscheidungskonstellation für das Gottesbild ergeben, können ganz offensichtlich dramatisch sein. Wer immer das Bild

der im Endgericht Fürbitte leistenden Maria gebraucht, wird sich deshalb fragen müssen, ob er mit seinen Ausführungen der Botschaft Jesu vom liebenden Vatergott wirklich gerecht wird. Der Gott, den Jesus verkündet, ist selbst Inbegriff der Barmherzigkeit. Er nimmt den Sünder trotz seiner Verfehlungen an, geht ihm nach wie der gute Hirte dem verlorenen Schaf und will Sorge dafür tragen, dass auch sein Leben gelingt. Wer seine Hoffnung auf diesen liebenden Gott setzt, hat die Vorstellung eines despotisch agierenden Vatergottes längst hinter sich gelassen. Er sieht sich dann auch nicht mehr genötigt, Maria, die milde Mutter und Fürsprecherin einzuführen, um das Bild eines patriarchal überzeichneten Herrschergottes ins Erträgliche zu korrigieren.

Was aber bedeutet das für Maria? Ist sie nicht mehr die, von deren Fürbitte eine abschließende gnädige Beurteilung unserer Existenz abhängt, worin liegt dann noch ihr Wert? Aus welchem Grund soll ihr noch Verehrung zuteil werden? Macht die Rückkehr der Gläubigen zu dem Gott, den Jesus Abba nennt, Maria nicht eigentlich überflüssig? – Die Antwort auf diese Fragen ist sehr einfach. Sie hat von der Maria zu sprechen, die hinter all den Bildern liegt, welche die Gläubigen späterer Epochen sich von ihr gemacht haben.

Wo Maria weder Göttin, noch Ausgleichsgestalt noch Lückenbüsserin sein muss, kann sie endlich selbst zu Wort kommen, kann sie im wahrsten Sinne des Wortes zu sich selbst befreit werden. Die Gottesmutter ist dann nicht mehr die weiblich weiche und liebevoll nachsichtige Seite eines männlich harten, gnadenlos strengen Vatergottes. Sie kann dann als das Mädchen aus Nazaret, als die Mutter Jesu wieder entdeckt werden, von der die biblischen Schriften erzählen.

### **3. Maria, die Mutter Jesu – das biblische Zeugnis über die Frau aus Nazaret**

Der Marienglaube der Kirche findet sein biblisches Fundament in den Aussagen der vier Evangelien und der Apostelgeschichte. Die nähere Betrachtung dieser Quellen zeigt, dass das neutestamentliche Marienbild keineswegs einheitlich, sondern im Gegenteil in sich durchaus vielfältig und facettenreich ist. Wer sich näher auf dieses Bild einlässt, entdeckt, dass es gerade diese innere Vielfalt ist, die das Marienbild der Schrift authentisch und glaubwürdig erscheinen lässt.

Der Evangelist Markus bleibt auch im Blick auf Maria bei der für ihn typischen lakonischen Kürze. Er äußert sich nicht näher zu den besonderen Umständen der Menschwerdung Jesu, sondern beschränkt seine Ausführungen über Maria auf zwei Situationen, die vom öffentlichen Wirken Jesu in Nazaret berichten (Mk 3,20f.31-35 und 6,1-6). Beide Passagen sprechen von Maria als der Mutter Jesu, beide eröffnen Einblicke, die erkennbar machen, dass es ihr keineswegs leicht fiel, den ungewöhnlichen Lebensweg ihres Sohnes zu begleiten. Wie das Zeugnis des Evangelisten belegt, scheint insbesondere



sein öffentliches Wirken sie anfangs irritiert zu haben. Der erste der beiden Berichte wird dabei sehr konkret. Er gibt das Urteil, das die Familie und damit wohl auch Maria über das Auftreten Jesu gefällt hat, ungeschönt wieder: „Er ist von Sinnen“, heißt es da. Aus diesen Worten sprechen Unverständnis und Verärgerung, aber auch die Scham, welche die Verwandten angesichts der öffentlichen Handlungen Jesu empfanden.

Die weiteren Ausführungen des Evangelisten deuten an, dass die familiäre Situation sich keineswegs sofort wieder entspannte. Sie scheint im Gegenteil zunächst ausgesprochen unversöhnt geblieben zu sein. Jesus selbst zeigt sich seinen Verwandten gegenüber distanziert: Er geht nicht auf seine Familie zu, im Gegenteil, er brüskiert sie, indem er vor allen Anwesenden bekannt gibt, nicht die Menschen, mit denen seine irdische Herkunft ihn verband, sondern seine interessierten Zuhörer seien seine wahre Familie. Diese selbst für heutige Maßstäbe auffällige Stellungnahme muss auf die orientalischen Zeitgenossen Jesu doppelt befremdlich gewirkt haben. In der Darstellung der beiden anderen Synoptiker, Mattäus und Lukas, wird die Konfrontation Jesu mit seiner Familie wohl nicht von ungefähr deutlich abgemildert. Die beiden späteren Evangelisten haben offensichtlich Scheu, die Zusammenhänge so ungeschönt wiederzugeben, wie Markus dies noch tut.

Mattäus stellt seinem Evangelium eine Kindheitsgeschichte voran und berichtet darin eindrücklich von der Jungfrauengeburt Jesu (Mt 1,19-25; 2,13-23). Sein erzählerisches Interesse gilt dabei jedoch nicht Maria, sondern Josef, ihrem Verlobten. Seine, Josefs, Begegnung mit dem Engel wird berichtet. Er, Josef, wird aufgefordert, sich des unerwarteten Kindes und seiner Mutter anzunehmen. Sein, Josefs, Gehorsam gegenüber den göttlichen Anordnungen wird abschließend festgestellt. Für Maria selbst bleibt im Rahmen der mattäischen Darstellung eine ausschließlich passive Rolle übrig. Nicht sie selbst spricht, sondern andere sprechen über sie. Nicht sie selbst handelt, sondern andere handeln für sie und an ihr. Wie die ungewöhnlichen Umstände ihrer Mutterschaft auf sie selbst gewirkt haben, bleibt unerwähnt.

Wiederum ganz anders gestaltet sich die Darstellung des Evangelisten Lukas. Er arbeitet die Bedeutung Marias an mehreren Stellen seines Evangeliums sehr pointiert heraus. Seine Ausführungen werden später deshalb auch zur vornehmlichen Basis des kirchlichen Marienglaubens. Im Zentrum der lukanischen Darstellung stehen die Verkündigungsszene sowie die Begegnung zwischen Maria und Elisabet mit dem sich anschließenden Magnifikat (Lk 1,25-56). Die Schilderungen des Evangelisten beschreiben die Mutter Jesu als eine Frau, die sich dem Anspruch Gottes gegenüber auch dort öffnet, wo dieser ihr menschlich gesehen Unmögliches zumutet. Das „Mir geschehe, wie du es gesagt hast“ (Lk 1,38) mit dem Maria auf die Botschaft des Engels antwortet, macht sie nicht nur zur Mutter des Messias. Ihr „Mir geschehe“ macht sie gleichzeitig zu einer großen Glaubenden, die wie Abraham bereit ist, im Vertrauen auf die Zusage Gottes ins Unge-

wisse aufzubrechen. Der Evangelist verschweigt nicht, dass die göttliche Erwählung für Maria selbst mit einer leidvollen Zukunft verbunden ist. Die Worte des greisen Simeon beschreiben die heilsgeschichtliche Bedeutung des Kindes, das sie erwartet, mit prophetischen Bildern. Im Blick auf Maria selbst aber ist die Rede von einem Schwert, das ihr durch die Seele dringen wird (Lk 2,35).

Der Evangelist Johannes wird gern als der Philosoph unter den vier Evangelisten bezeichnet. Dies geschieht deshalb, weil seine Ausführungen oft einen hinter dem Augenschein liegenden tieferen Sinn besitzen. Johannes führt die Mutter Jesu mit den Geschehnissen auf der Hochzeit zu Kana in sein Evangelium ein. In dieser Situation erscheint Maria wie schon bei Markus, Mattäus und Lukas als eine Frau, die mit konkreten Erwartungen an ihren Sohn herantritt. Jedoch ist auch in der Darstellung des Johannes nachzulesen, dass der Sohn diese Erwartungen nicht unbedingt zu erfüllen gedenkt. Sein „Frau, meine Stunde ist noch nicht gekommen“ weist die mütterliche Einflussnahme entschieden zurück. Wie der Fortgang der Szene zeigt, bleibt die erfahrene Ablehnung auf Seiten Marias jedoch umgriffen von einem Grundvertrauen. Dieses gibt auf die Gegenrede des Sohnes die eigenen Wertvorstellungen zwar nicht auf, lässt den Sohn jedoch los und billigt ihm ein eigenes Leben zu. Diese abgewogene Haltung drückt sich in den Worten aus, welche Maria an die Knechte des Hauses richtet: „Was er euch sagt, das tut“ (Joh 2,5).

Der Szene bei der Hochzeit zu Kana, die nach der Darstellung des Evangelisten das öffentliche Auftreten Jesu einleitet, steht die Szene unter dem Kreuz gegenüber, die das Ende der irdischen Wirksamkeit Jesu markiert (Joh 19,25-27). Johannes berichtet, dass Maria sich zusammen mit dem Lieblingsjünger an der Hinrichtungsstätte befindet, wo Jesus seine Mutter und den Jünger aufeinander verweist. Die heutige Exegese deutet das Geschehen typologisch. Sie versteht die Worte Jesu als Ausdruck der Fürsorge für seine Kirche, die in Maria als der Mutter der Glaubenden ihren geschichtlichen Ursprung hat und in dem Lieblingsjünger ihre Fortsetzung finden soll. Danach wären Maria und Johannes als Typen gebraucht, die einmal auf den Ursprung der Kirche und zum anderen auf deren Zukunft verweisen.

Die Apostelgeschichte erzählt von der Bedeutung, welche Maria für die urchristliche Glaubensgemeinschaft besitzt. Sie berichtet davon, dass die Mutter Jesu sich beim Pfingstereignis im Kreis der Jünger aufhält, also zum Kern der Jerusalemer Urgemeinde gehört (Apg 1,14). Diese Auskunft lässt vermuten, dass Maria zu diesem Zeitpunkt den Schmerz über den Verlust ihres Sohnes bereits überwunden hat und gemeinsam mit den Jüngern von seiner Auferstehung und damit von seinem Leben bei Gott überzeugt ist.

Führt man die Aussagen zusammen, so erkennt man, dass nicht das gefühlvoll Weiche, das vermeintlich Weibliche und Nachsichtige im Zentrum des biblischen Marienbildes steht, sondern im Gegenteil das Starke. Die Maria, die in den Evangelien begegnet,

ist vor allem dies: mutig und stark. Wie anders wollte man es bezeichnen, wenn das Mädchen Mirjam oder Marjam, wie sie geheißen haben mag, von Jugend an bereit ist, im Vertrauen auf Gott einen Weg einzuschlagen, der so ganz anders war als alle Lebenswege, die sie aus ihrem Umfeld kannte. Ohne Zutun eines Mannes ein Kind zu empfangen und Mutter des Erlösers zu werden, wie sollte sie sich das vorstellen? Maria sieht sich herausgefordert, im Vertrauen auf Gott ein Leben zu wagen, wie es kein anderes Mädchen aus Nazaret je gelebt hat und leben würde. Sie will diesen Weg gehen, obwohl ihr von Anfang an klar sein muss, dass es kein leichter Weg sein würde.

#### **4. Maria, eine Frau wie tausend andere auch und doch ganz anders**

Der Blick in den biblischen Befund zur Gestalt Marias verwundert. Welche Frau tritt uns da entgegen? Wo war diese Frau all die Zeit, in der ihre Eigenart so wenig erkannt wurde? Wie konnte es geschehen, dass man ihre Persönlichkeit über Jahrhunderte hin so wenig verstanden hat und das Besondere ihres Lebensweges mit anderen, zweitrangigen Vorstellungen überdeckte? Stand sie hinter all den zeitbedingten Bildern, die Menschen sich von ihr gemacht haben? Ist Maria die ideale „Projektionsfläche“?

Fragen über Fragen. Aber vielleicht gibt es nur dies: Vorstellungen über Maria, Mutmaßungen über die Mutter Jesu, die mehr oder weniger angemessen sind, Konzepte von Gottesmutter, die mehr oder weniger biblisch fundiert sind, Bilder, die das Geheimnis Marias wie das Geheimnis jeder anderen Person selbst im besten Fall immer nur teilweise ausleuchten können. Jedes dieser Bilder ist und bleibt fragmentarisch, jede Vorstellung ist letztlich vorläufig und damit bei aller grundsätzlichen Angemessenheit teilweise auch falsch. All unsere Modelle bleiben hinter der Wirklichkeit zurück. Doch wir haben nur dies: zeitbedingte, fragmentarische und vorläufige Vorstellungen einer Ganzheit, zu der wir erst noch unterwegs sind. Diese Einsicht drückt sich in den Worten des Apostels Paulus aus, der das menschliche Erkennen mit dem Blick in einen Spiegel vergleicht, der zwar vieles zeigt, aber eben doch alles seitenverkehrt wiedergibt.

Der Focus, in dem wir heute auf Maria blicken, ist zweifellos biblisch fundiert und darf von daher hoffen, eine angemessene Deutung der Gottesmutter zu geben, wenngleich auch diese Deutung nicht erschöpfend sein kann. Das Licht, das aus dem Horizont heutigen Fragens auf Maria fällt, lässt sie als eine Frau hervortreten, die Bewunderung abnötigt: Ein Mädchen wie tausend andere auch - und doch ganz anders als diese. Ein Mädchen aus der Provinz, noch jung und womöglich unscheinbar, aber doch absolut beeindruckend. Wie sehr dieses Mädchen bei sich selbst ist! - Eine Mutter wie tausend andere auch - und doch ganz anders als alle anderen. Eine Mutter, die wie andere Mütter zu ihrem Kind stehen will und dabei erleben muss, dass ihr Kind nie nur ihr Kind ist, weil dieser Jesus mehr und anders als andere Menschen Gottes Sohn ist. Wie kann es einem Menschen gelingen, die Besonderheit dieses Sohnes zu fassen? - Eine Frau wie tausend

andere auch - und doch ganz anders. Eine Frau, die wie viele andere Frauen erlebt, dass das eigene Leben und das der anvertrauten Mitmenschen trotz aller Sorge um Glück und Sicherheit, letztlich doch ganz in Gottes Hand liegt. Eine Frau, die bereit ist, an diesen Gott zu glauben, selbst dort, wo er ihr das Schwerste zumutet, was man einem Menschen zumuten kann: den Tod des eigenen Kindes. War diesem Kind nicht verheißen, dass es der Erlöser der ganzen Welt werden sollte? Wie konnte Gott es da zulassen, dass es ans Kreuz geschlagen wurde und einen Verbrechertod starb?

Es fällt auch Maria nicht leicht, die Belastungen ihres Lebens zu bewältigen. Das Leben an der Seite eines Sohnes, der so ganz anders war als alle anderen jungen Männer aus Nazaret fordert seine Mutter bis an ihre Grenzen. Sie nimmt nicht einfach alles kommentarlos hin. Maria äußert ihre unerfüllten Wünsche, sie macht ihrem Ärger Luft und gibt ihr Unverständnis zu erkennen. Sie bekennt sich sogar zu der Scham, die sie angesichts des öffentlichen Wirkens Jesu empfindet. Und auch wenn das in der Schrift nicht überliefert ist, so dürfen wir doch annehmen, dass der Tod ihres Sohnes sie zunächst in tiefste Verzweiflung gestürzt hat. Das „Mir geschehe, wie du es gesagt hast“ muss die Frau aus Nazaret im Laufe ihres Lebens also immer wieder sprechen: Sie sieht sich herausgefordert, mit der Geburt ihres Kindes das schier Unglaubliche zu glauben, in der Begleitung seines Lebensweges im dauerhaft Ungewissen Gewissheit zu finden und im Anblick seines Todes das Unerträgliche zu ertragen. Im Vertrauen auf Gott findet Maria den Mut, den Weg einzuschlagen, den Gott mit ihr vorhat, wie auch den Mut, diesen Weg immer weiter zu gehen. Das Vertrauen auf Gott, den Retter, den sie in ihrem Magnifikat preist, trägt sie durch alle hellen und dunklen Stunden ihres Lebens, bis hin zu ihrer Vollendung. Und eben darin liegt das Besondere ihrer Gestalt, eben daraus speist sich die Verehrung, die ihr zukommt.

Das Vorbild Marias fordert jeden Menschen auf, das Besondere seines Lebens zu erkennen und es im Vertrauen auf Gott zu leben. Auch wenn der Weg des persönlichen Lebens weniger ungewöhnlich sein mag als der der Gottesmutter, so bleibt auch er trotz aller Vorsorge, die uns heute möglich ist, doch letztlich unkalkulierbar und unvorstellbar. Jedes Leben wird deshalb nur lebbar im Vertrauen darauf, dass es in all seiner Verletzlichkeit von Gott gehalten und durch seine, das heißt Gottes Fürsorge vor dem Scheitern bewahrt wird. Das Wissen um die Brüchigkeit des persönlichen Glücks wie die erfahrene Not des persönlichen Unglücks verweisen auf das Ungesicherte menschlicher Existenz. Sie laden jedoch auch ein, dem Gott zu vertrauen, auf den Maria ihre Hoffnung gesetzt hat. Er ist es, der als der barmherzige Vater aller Menschen für das endgültige Gelingen eines jeden Lebens bürgen will.